

Håkan Nesser · Münsters Fall

Håkan Nesser

Münsters Fall

Roman

*Aus dem Schwedischen
von Christel Hildebrandt*

btb

Die Originalausgabe erschien 1998
unter dem Titel »Münsters fall«
bei Albert Bonniers Förlag, Stockholm

1. Auflage
Copyright © 1998 by Håkan Nesser
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2000
by Wilhelm Goldmann Verlag, in der Verlagsgruppe
Bertelsmann GmbH, München
Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

eISBN 978-3-641-09048-7

www.btb-verlag.de

Für den gemeinen Mann ist es das Wichtigste,
zu begreifen, dass Handlungen Konsequenzen haben.
Für einen Detektiv, dass sie Ursachen haben.

Erwin Baasteuwel, Kriminalkommissar

I

1

Der letzte Tag in Waldemar Leverkusens Leben hätte kaum besser anfangen können.

Nach dem nächtlichen Wind und dem Dauerregen fiel jetzt eine milde Herbstsonne durch das Küchenfenster herein. Auf dem Balkon, der zum Hinterhof ging, war das charakteristische weiche Gurren der liebeskranken Tauben zu hören und im Treppenhaus das ausklingende Echo der Schritte seiner Ehefrau, die sich auf dem Weg zum Markt befand. Das Neue Blatt lag ausgebreitet vor ihm auf dem Tisch, und er hatte gerade seinen Morgenkaffee mit zwei Tropfen Genever gewürzt, als Wauters anrief.

»Wir haben gewonnen«, sagte Wauters.

»Gewonnen?«, fragte Leverkusens.

»Ja, Mensch!«, sagte Wauters. »Sie haben es im Radio gesagt.«

»Im Radio?«

»Stell dir vor, zwanzigtausend! Es war die Fünf, und zwar keinen Tag zu früh!«

»Das Los?«

»Ja, natürlich das Los. Was hast du denn gedacht? Hab ich nicht gesagt, dass was in der Luft lag, als ich es gekauft hab? Hol's der Teufel! Sie hat es geradezu rausgesucht vor mir . . . als ob sie's gewusst hätte, Frau Milkerson im Kiosk. Zwei, fünf, fünf. Eins, sechs, fünf, fünf! Die Fünfer sind es, die haben's gebracht, glaub's mir. Ja, ich hatte die ganze Woche schon so ein Gefühl.«

»Wie viel, hast du gesagt?«

»Zwanzigtausend, zum Teufel! Fünf pro Mann, ich muss noch die anderen anrufen. Wir sehen uns heute Abend bei Freddy's, das wird ein saustarkes Fest in Kapernaum!«

»Fünftausend...?«, fragte Waldemar Leverkuhn, aber Wau-
ters hatte schon aufgelegt.

Er blieb noch eine Weile mit dem Hörer in der Hand stehen und spürte ein leichtes Schwindelgefühl. Fünftausend Gulden? Vorsichtig blinzelte er ein paar Mal, und als er wieder klar sah, fixierten seine Augen unfreiwillig das Hochzeitsfoto auf der Kommode. Das goldgerahmte. Bedächtig betrachtete er Marie-Louises rundes, milchfrisches Gesicht. Die Lachgrübchen und die Korkenzieherlocken. Ein leichter Wind im Haar. Das Funkeln in den Augen.

Das war damals, dachte er. Damals war sie noch schön. Neunzehnhundertachtundvierzig.

Schön wie ein Sahnestückchen! Er holte sein Taschentuch heraus und schnäuzte sich. Kratzte sich etwas gedankenverloren im Schritt. Heute sah das etwas anders aus... aber so war das mit den Frauenzimmern... frühe Blüte, Kinderkriegen, Stillen und dann die Schwere im Körper... machte sie störrisch, das Ganze. Das lag sozusagen in der Natur der Sache. Ganz anders sah das bei den Kerlen aus, ganz, ganz anders.

Seufzend ging er aus dem Schlafzimmer. Ließ seine Gedanken weiter fließen, obwohl er gar keine richtige Lust dazu hatte. In letzter Zeit passierte ihm das häufig... Die Kerle dagegen, klar, die hielten sich viel länger in Form, das war ja gerade der Unterschied... dieser verfluchte Unterschied. Was sich natürlich am Ende wieder ausglich, das schon... so im Herbst des Lebens wurde es eigentlich doch ziemlich ruhig mit den Trieben, das musste er zugeben. Bei Mann und Frau.

Was sollte man auch anderes erwarten? Zweiundsiebzig und neunundsechzig. Er hatte zwar von Leuten gehört, die mit so was noch viel länger weitermachten, aber was ihn betraf, so

war es ein für alle Mal vorbei, damit musste er sich halt abfinden.

Das heißt, abgesehen von der einen oder anderen Zuckung, auf die er liebend gerne verzichtet hätte. Eine blasse Erinnerung an längst vergangene Tage, ein trauriges Souvenir.

So war es nun mal. Ein Zucken. Konnte er gern drauf verzichten, wie gesagt. Er ließ sich am Küchentisch nieder.

Fünftausend!

Hol's der Teufel!, versuchte er zu denken. Fünftausend Gulden! Aber es war schwer, dieses wirklich prickelnde Gefühl guter Laune zu kriegen. Was verflucht noch mal sollte er eigentlich mit dem Geld anfangen?

Ein Auto? Wohl kaum. Klar, es würde mit Sicherheit für ein annehmbares gebrauchtes reichen, und er hatte auch einen Führerschein, aber es war jetzt zehn Jahre her, seit er hinterm Steuer gesessen hatte, und eine unbändige Lust, sich in die weite Welt zu begeben, hatte er auch nicht.

Also auch keine Reise. Es stimmte schon, was Palinski immer sagte: Man hat das meiste gesehen und noch mehr.

Einen besseren Fernseher?

Dafür gab es keinen Grund. Sie hatten einen, der war erst ein paar Jahre alt, und außerdem benutzte er ihn eigentlich nur dazu, um davor einzuschlafen.

Er trank einen Schluck und starrte die Zeitung an, ohne sie zu lesen.

Einen neuen Anzug?

Zu seiner eigenen Beerdigung, oder wofür?

Nein, so auf die Schnelle gab es keine alten Wünsche, die ihm in den Sinn kamen und sich bemerkbar machten. Was wohl schon eine Menge darüber sagte, was für ein alter Knacker er geworden war. Konnte nicht mal sein Geld so mir nix, dir nix unter die Leute bringen. Schaffte es einfach nicht. Verdammte Scheiße!

Waldemar Leverkus schob die Zeitung zur Seite und goss sich eine neue Tasse Kaffee mit Genever ein.

Zumindest das konnte er sich genehmigen! Einen kleinen

Nachschlag. Er lauschte eine Weile den Tauben, während er das Getränk in sich schlürfte. Vielleicht sollte er die Sache so angehen? Sich einfach etwas gönnen. Ein bisschen großzügiger bei Freddy's sein. Etwas teurere Weine. Eine Leckerei bei Keefer's oder Kraus.

Warum eigentlich nicht? Ein paar Jahre etwas besser leben. Jetzt klingelte das Telefon schon wieder.

Palinski, natürlich.

»Das wird ein saustarkes Fest in Kapernaum!«

Sogar die gleichen Worte wie Wauters. Schon merkwürdig, dass er nicht mal in der Lage war, sich ein paar eigene Kraftausdrücke zuzulegen. Nach der Begrüßungsfloskel lachte er eine halbe Minute lang laut in den Hörer und beendete seinen Anruf damit, dass er etwas dahingehend schrie, wonach der Wein bei Freddy's fließen würde.

»... halb sieben! Weißes Hemd und neuen Schlips, du alter Schweinehund!«

Dann legte er auf. Waldemar Leverkuhn schaute wieder eine Weile seine frischvermählte Ehefrau an und ging dann zurück in die Küche. Trank den letzten Rest Kaffee und rülpste. Dann lachte er.

Endlich lachte er. Fünftausend waren immerhin fünftausend.

Bonger, Wauters, Leverkuhn und Palinski.

Sie waren schon ein hübsches Quartett, Bonger und Palinski kannten sich bereits seit Kindesbeinen. Seit ihrer Schulzeit auf der Magdeburgischen und den Kriegswintern in den Kellern von Zuiderslaan und Merdwick – in der Mitte ihres Lebens waren sie einige Jahrzehnte auseinander gedriftet, aber dann wieder aufeinander gestoßen. Wauters hatte sich ihnen später angeschlossen, ziemlich viel später. Einer dieser einsamen Herren bei Freddy's, dieser Wauters. Zugereist von Hamburg oder Frigge oder woher auch immer. Er war nie verheiratet gewesen (der Einzige im Quartett, der es geschafft hatte, wie er selbst meinte, auch wenn er inzwischen den Junggesellenstatus mit Bonger und Palinski teilte) – und dennoch war er der einsams-

te arme Teufel, den man sich nur denken konnte. Das pflegte Bonger zumindest im Vertrauen zu erwähnen, denn Bonger war derjenige, der ihn am längsten und am besten kannte und der ihn in den Kreis eingeführt hatte. Ein alter Spieler war er auch, der Wauters, zumindest wenn man den Gerüchten Glauben schenken wollte, die er mit gewissem Bedacht um sich zu verbreiten pflegte . . . obwohl sich das inzwischen nur noch auf Fußballtipps und Lose bezog. Die Rennpferde waren heutzutage sowieso nur noch gedopte Kamele, wie er resigniert behauptete, und die Jockeys gekauft. Und die Karten? . . . Ja, wenn man fast zwölfhundert mit einem As-Vierer verloren hat, dann muss man es auf seine alten Tage verflucht noch mal ruhiger angehen lassen.

Laut Benjamin Wauters.

Bonger, Wauters, Leverkusuhn und Palinski.

Letzten Abend hatte Palinski ausgerechnet, dass sie zusammen zweihundertzweiundneunzig Jahre alt waren und dass sie, wenn sie noch zwei Jahre durchhielten, ihrem 300-Jahr-Jubiläum gerade rechtzeitig zur Jahrhundertwende ins Auge sehen konnten. Das war nun wahrlich nicht schlecht, oder?

Palinski hatte seine Hand auf Frau Gautiers' generös geformten Hintern gelegt, während er es ihr erzählte, aber Frau Gautiers hatte nur geschnaubt und gemeint, sie für ihren Teil hätte eher auf vierhundert getippt.

Doch in Wirklichkeit wurde es weder mit der einen noch mit der anderen runden Zahl etwas, da dieser Samstag der letzte in Waldemar Leverkusuhns Leben war. Wie schon gesagt.

Marie-Louise kam mit den Einkaufstüten zurück, gerade als er gehen wollte.

»Wohin willst du?«

»Raus.«

»Warum denn?«

»Mir 'nen Schlips kaufen.«

Ihr Gebiss klapperte zweimal, wie immer, wenn sie sich über etwas ärgerte. Tick, tock.

»Einen Schlips?«

»Ja.«

»Warum willst du dir einen Schlips kaufen? Du hast doch schon fünfzig Stück.«

»Ich bin sie alle leid.«

Sie schüttelte den Kopf und schob sich mit ihren Tüten an ihm vorbei. Ein Geruch nach Nieren stach ihm in die Nase.

»Du brauchst kein Essen zu machen.«

»Was? Was meinst du damit?«

»Ich esse auswärts.«

Sie stellte ihre Tüten auf den Tisch.

»Ich habe Nieren eingekauft.«

»Das habe ich schon gerochen.«

»Und warum willst du plötzlich auswärts essen? Ich dachte, wir wollten heute zeitig essen, ich will doch heute Abend zu Emmeline, und du willst doch sicher . . .«

». . . zu Freddy's, ja. Aber ich esse außerhalb einen Bissen. Du kannst sie ja einfrieren, die Nieren.«

Sie betrachtete ihn argwöhnisch.

»Ist was passiert?«

Er knöpfte sich den Mantel zu.

»Nicht, dass ich wüsste. Was sollte denn passiert sein?«

»Hast du deine Medizin genommen?«

Er antwortete nicht.

»Bind deinen Schal um. Es geht ein Wind.«

Er zuckte die Achseln und ging.

Fünftausend, dachte er. Man könnte für ein paar Nächte im Hotel wohnen.

Wauters und Palinski hatten auch neue Schlipse, nur Bonger nicht.

Bonger trug nie einen Schlips, er hatte sein ganzes Leben lang keinen besessen, aber zumindest hatte er ein einigermaßen sauberes Hemd an. Seine Frau war vor acht Jahren gestorben, und seitdem ließ er den Dingen ihren Lauf. Sowohl was die Hemden betraf wie auch alles andere.

Wauters hatte einen Tisch im Restaurantbereich bestellt, und auf Palinskis Vorschlag hin begann man mit Champagner und Kaviarschnittchen, abgesehen von Bonger, der statt Kaviar Flusskrebsschwänze vorzog. Mit Sauternesöße.

»Was ist denn mit euch los, ihr alten Knacker?«, wunderte Frau Gautiers sich misstrauisch. »Habt ihr eure Prostata an die Forschung verkauft?«

Aber sie nahm eine Bestellung nach der anderen entgegen, ohne mit der Wimper zu zucken, und als Palinski ihr wie immer auf den Hintern klopfte, schaffte sie es kaum, seine rheumatische Hand wegzuscheuchen.

»Prost, Brüder!«, rief Wauters in regelmäßigen Abständen aus.

»Jetzt wird saustark gefeiert im Kapernaum!«, erklärte Palinski noch häufiger.

Verdammt, was habe ich diese Idioten satt, dachte Leverkusen.

Gegen elf Uhr hatte Wauters acht oder neun Mal erzählt, wie er das Los gekauft hatte. Palinski hatte ungefähr genauso oft »Oh, meiner Jugend schönste Sünde« gesungen, und jedes Mal nach eineinhalb Zeilen abgebrochen, da er sich nicht mehr an den Text erinnerte, und Bongers Gedärme waren durcheinander geraten. Waldemar Leverkusen dagegen hatte das Gefühl, dass er vermutlich betrunken war als seinerzeit auf dem Oktoberfest in München vor fünfzehn Jahren. Oder war es schon sechzehn Jahre her?

Wie auch immer, es war an der Zeit, einen Schlusstrich zu ziehen.

Wenn er nur seine Schuhe finden könnte. Die letzte halbe Stunde hatte er in Strümpfen dagesessen, was er verwundert festgestellt hatte, als er zum Pinkeln auf der Toilette war, aber wie sehr er auch mit den Füßen unter dem Tisch herumtastete, er konnte nichts finden.

Das war aber auch zu blöd. Er wusste, Bongers Gedärme hatten wieder gesprochen, und als Palinski erneut mit seinem

Gesang einsetzte, wurde ihm klar, dass er die Sache unbedingt systematischer angehen musste.

Er hustete ablenkend und machte einen diskreten Tauchgang, bekam aber unglücklicherweise einen Zipfel der Tischdecke zu fassen, und daraufhin wurde alles so ein Durcheinander, dass er ganz einfach keine Lust mehr hatte, sein zufälliges Exil unter dem Tisch wieder zu verlassen. Irgendwelche Schuhe sah er nirgends.

»Haut ab!«, murmelte er drohend. »Verschwindet, fahrt zur Hölle und lasst mich in Ruhe!«

Er drehte sich auf den Rücken und zog die restliche Tischdecke und das Porzellan mit sich. Von den umgebenden Tischen war ein gemischter Chor aus Lachsalven und empörten Frauenstimmen zu vernehmen. Von Wauters und Palinski kamen gute Ratschläge und von Bonger ein weiterer Tritt.

Dann zeigten sich Frau Gautiers und Herr Van der Valk und Freddy himself, und zehn Minuten später stand Waldemar Leverkus draußen auf dem Fußsteig im Regen, in Mantel und Schuhen. Palinski und Wauters verschwanden in einem Taxi, und Bonger fragte im nächsten Atemzug, ob sie sich nicht auch eins teilen sollten.

Nur über meine Leiche, du verdammte Stinkbombe!, dachte Leverkus und anscheinend sagte er das auch, denn während einer bedrohlichen Sekunde schwebte Bongers Faust unter seiner Nase, aber dann verschwanden sowohl Faust als auch ihr Besitzer entlang der Langgraacht.

Leicht reizbar wie üblich, dachte Leverkus und begann langsam ungefähr in die gleiche Richtung zu gehen. Der Regen wurde stärker. Das war aber nichts, was ihn störte, ganz und gar nicht. Trotz seines Rausches ging es ihm ausgezeichnet, und er konnte fast hundertprozentig den Kurs halten. Erst als er auf die rutschige Auffahrt zur Wagnerbrücke abog, kam er ins Stolpern und fiel hin. Zwei vorbeigehende Frauen, wahrscheinlich Huren unten aus Zwillie, halfen ihm wieder auf die Beine und sorgten außerdem dafür, dass er in der Zuyderstraat etwas festeren Boden unter die Füße bekam.

Der Rest war ein Kinderspiel, und in dem Moment, als die Glocken der Keymerkirche Viertel vor zwölf schlugen, war er zu Hause.

Ganz im Gegensatz zu seiner Ehefrau. Waldemar Leverkuhn zog die Tür hinter sich zu, ohne sie abzuschließen, zog Schuhe, Mantel und Jacke im Flur aus und krabbelte ohne große Umstände ins Bett. Zwei Minuten später schlief er bereits. Auf dem Rücken und mit weit geöffnetem Mund, und als jemand etwas später in der Nacht sein rasselndes Schnarchen zum Verstummen brachte, indem er ihm achtundzwanzig Mal ein Fleischmesser in Rumpf und Hals stieß, war nicht auszumachen, ob er sich dieser Tatsache überhaupt bewusst geworden war.

2

Die Frau war grau wie das Licht der Morgendämmerung.

Mit hochgezogenen Schultern saß sie Kommissar Münster in ihrem abgetragenen Mantel gegenüber und blickte zu Boden. Sie machte keinerlei Anstalten, den Teebecher oder eines der Brote anzurühren, die Frau Katz hereingebracht hatte. Eine Aura müder Resignation umgab sie, und Münster überlegte, ob es nicht besser wäre, einen Arzt zu rufen und ihr eine Spritze geben zu lassen. Sie ins Bett zu bringen, damit sie sich ausruhte, statt hier zu sitzen und durch die Mangel gedreht zu werden. Krause hatte ja bereits ein vorläufiges Verhör zu Stande gebracht.

Aber wie Van Veeteren immer sagte: Die ersten Stunden sind die wichtigsten. Und die erste Viertelstunde ist genauso schwergewichtig wie die gesamte dritte Woche.

Falls sich die Geschichte so lange hinziehen würde. Man konnte ja nie wissen.

Er schaute auf die Uhr. Sechs Uhr fünfundvierzig. All right, dachte er. Eine Viertelstunde, höchstens.

»Ich muss Ihre Angaben noch einmal durchgehen«, sagte er.
»Dann können Sie sich schlafen legen.«

Sie schüttelte leicht den Kopf.

»Ich brauche keinen Schlaf.«

Münster überflog hastig Krauses Aufzeichnungen.

»Sie sind also etwa gegen zwei Uhr nach Hause gekommen?«

»Ja, ungefähr fünf Minuten nach zwei. Es gab einen Stromausfall, und der Zug musste mehr als eine Stunde warten. Vor Voigtshuis.«

»Wo sind Sie gewesen?«

»In Bossingen. Bei einer Freundin. Wir treffen uns immer samstags . . . nicht an jedem, aber ab und zu. Ich habe das schon erzählt.«

»Ich weiß«, sagte Münster. »Wann sind Sie von Bossingen losgefahren?«

»Mit dem Zwölfuhrzug. Der fährt um 23.59 Uhr ab und soll eigentlich Viertel vor eins hier sein. Aber diesmal ist es fast zwei geworden.«

»Und dann?«

»Dann bin ich nach Hause gegangen und habe ihn gefunden.«

Sie zuckte mit den Achseln und schwieg. Bis jetzt hatte sie den Blick noch kein einziges Mal gehoben. Einen kurzen Moment lang musste Münster an das überfahrene Katzenjunge denken, das er gefunden hatte, als er zehn oder elf Jahre alt war. Es hatte auf dem Asphalt in seinem eigenen Blut gelegen, als er mit dem Fahrrad vorbeigekommen war, und auch das Katzenjunge hatte seinen Blick nicht gehoben. Es hatte einfach nur dagelegen, in das hohe Gras am Wegrand gestarrt und darauf gewartet, dass es sterben würde.

Er überlegte, warum ausgerechnet dieses alte Bild an diesem düsteren Morgen aus seinem Gedächtnis auftauchte. Schließlich war es nicht Frau Leverkühn, die im Sterben lag, es war ihr Mann, der gestorben war.

Ermordet. Zweiundsiebzig Jahre alt hatte er werden müssen, um seinen Mörder zu treffen, einen Mörder, dem es am sichersten erschienen war, das Messer zwischen zwanzig und dreißig Mal in ihn zu stoßen, damit er niemals wieder aus seinem Bett steigen würde.

Irgendwann zwischen halb eins und halb drei, wenn man dem vorläufigen Obduktionsbericht glauben durfte, der schon eine Weile vorlag, als Münster ins Polizeipräsidium kam.

Ein wenig übertrieben, zweifellos. Ein oder zwei Stiche hätten vermutlich genügt. Der Blutverlust war so groß gewesen, dass man hier wirklich einmal davon reden konnte, dass das Opfer in seinem eigenen Blut gebadet hatte. Es gab beträchtlich mehr davon im Bett und auf dem Boden als im Körper.

Er betrachtete Marie-Louise Leverkuhn und ließ einige Sekunden verstreichen.

»Sie haben sofort die Polizei angerufen?«

»Ja ... nein, ich bin zuerst rausgegangen.«

»Rausgegangen? Aber warum um alles in der Welt?«

Wieder zuckte sie mit den Schultern.

»Ich weiß nicht. Ich muss eine Art Schock gehabt haben ... ich glaube, ich wollte zum Entwick Plejn gehen.«

»Und warum zum Entwick Plejn?«

»Zum Polizeirevier. Ich wollte es dort melden ... aber dann wurde mir klar, dass es wohl besser war, anzurufen. Schließlich war es schon spät und die haben dort sicher nur während der Geschäftszeiten offen. Oder?«

»Ich denke schon«, sagte Münster. »Um wie viel Uhr waren Sie zurück?«

Sie überlegte.

»Ich denke, es war so kurz nach halb drei.«

Münster blätterte in den Papieren. Das schien zu stimmen. Der Anruf war um 02.43 angenommen worden.

»Ich sehe hier, dass die Wohnungstür nicht verschlossen war, als Sie nach Hause kamen.«

»Ja.«

»Ist jemand eingebrochen?«

»Nein. Es kam öfter vor, dass er vergessen hat, abzuschließen ... oder sich einfach nicht drum gekümmert hat.«

»Er scheint auch einiges getrunken gehabt zu haben.«

Sie antwortete nicht. Münster zögerte eine Weile.

»Frau Leverkuhn«, sagte er schließlich, während er sich

über seinen Schreibtisch beugte und versuchte, ihren Blick vom Fußboden aufzufischen. »Es stellt vollkommen außer Zweifel, dass Ihr Ehemann ermordet worden ist. Haben Sie irgendeinen Verdacht, wer das getan haben könnte?«

»Nein.«

»Nicht die leiseste Ahnung . . . jemand, mit dem er sich zerstritten hatte oder so etwas?«

Sie machte eine kleine verneinende Gebärde mit dem Kopf.

»Fehlt etwas in der Wohnung? Ich meine, außer dem Messer?«

»Ich glaube nicht.«

»Gibt es irgendwelche Spuren, die auf einen Fremden hindeuten?«

»Nein.«

»Etwas anderes, was Ihnen aufgefallen ist, das Ihrer Meinung nach von Bedeutung sein könnte?«

Ihr Körper wurde von einem Zittern geschüttelt, und endlich hob sie ihren Blick.

»Nein, es war alles wie immer, alles . . . Was sage ich da? Ich meine . . .«

»Ich verstehe«, sagte Münster. »Es stimmt, was Sie sagten, Sie haben einen Schock erlitten. Wir machen jetzt eine Pause. Ich denke, es wird das Beste sein, wenn Sie sich eine Weile hinlegen. Ich werde die zuständige Krankenschwester rufen, die wird sich um Sie kümmern.«

Er klappte den Notizblock zu und stand auf. Gab Frau Leverkuhn ein Zeichen, ihm zu folgen, und hielt ihr die Tür auf. Als sie dicht an ihm vorbeiging, bemerkte er zum ersten Mal ihren Geruch.

Naphthalin, wenn er sich nicht täuschte.

Rooth sah ungefähr so aus, wie er sich fühlte.

»Schon lange auf den Beinen?«

Rooth rührte seinen Kaffee mit einem Bleistift um.

»Ziemlich«, nickte er. »Als ich ein Kind war, gab es so was, das hieß Sonntagmorgen. Wo ist das nur geblieben?«

»Keine Ahnung«, sagte Münster. »Du bist also da gewesen?«

»Drei Stunden lang«, sagte Rooth. »Bin gleich nach Krause angekommen. Hab mir eine Stunde lang das Blutbad angeguckt, zwei Stunden die Nachbarn befragt. Krause hat sich um die Frau gekümmert.«

»Hab ich gehört«, sagte Münster. »Was sagen die Nachbarn?«

»Alle machen die gleichen Aussagen«, erklärte Rooth und holte ein Butterbrot aus einer Plastikdose auf dem Tisch hervor.

»Willst du auch eins?«

Münster schüttelte den Kopf.

»Gleiche Aussagen? Was, zum Teufel, soll das heißen?«

Rooth putzte sich die Nase.

»Es gibt nur sechs Wohnungen in dem Block. Eine steht leer. In drei – inklusive der der Leverkus – wohnen alte Leute.

Ab fünfundsechzig aufwärts. In der vierten wohnt eine dicke Frau mittleren Alters. In der letzten ein junges Paar. Alle waren in der Nacht zu Hause, und alle haben das Gleiche gehört.«

»Aha. Und was?«

»Ein junges Paar, das sich im Bett amüsiert hat. Zwischen elf und zwei ungefähr. Es scheint dort reichlich hellhörig zu sein, und sie haben offensichtlich nicht das allerbeste Bett.«

»Drei Stunden lang?«, fragte Münster.

Rooth biss in sein Butterbrot und runzelte die Stirn.

»Ja, und sie geben das auch noch zu. Und der Typ ist nicht mal ein Athlet. Obwohl, er ist farbig. Manchmal fragt man sich wirklich . . .«

»Willst du damit sagen, dass die Alten die ganze Zeit zwischen elf und zwei wach gelegen und dem Liebesspiel zugehört haben?«

»Nicht die ganze Zeit. Aber ab und zu, zwischendurch sind sie auch eingeschlafen. Übrigens gibt es nur ein Paar. Die Van Ecks im Erdgeschoss. Die anderen sind allein stehend . . . Herr Engel und Frau Mathisen.«

»So?«, sagte Münster und überlegte. »Aber aus Leverkus Wohnung haben sie nichts gehört?«

»Nicht einen Mucks«, bestätigte Rooth und biss erneut ab. »Niemand hat irgendwelche Besucher in der Wohnung bemerkt, und niemand hat verdächtige Geräusche gehört – abgesehen von dem Beischlaf. Übrigens, es ist kein Problem, ins Haus zu kommen . . . die Haustür kann man laut Van Eck aufdrücken.«

Münster schwieg, während Rooth sein Butterbrot aufaß.

»Was denkst du?«, fragte er schließlich.

Rooth gähnte.

»Überhaupt nichts«, antwortete dieser. »Ich bin dazu ein bisschen zu müde. Aber ich nehme an, jemand ist reingekommen und hat ihn erstochen. Und ist dann wieder abgehauen. Oder er hat schon drinnen gegessen und auf ihn gewartet . . . eins von beidem.«

»Zwanzig, dreißig Stiche?«, fragte Münster.

»Zwei hätten schon gereicht«, sagte Rooth. »Wahrscheinlich wieder so ein verfluchter Wahnsinniger.«

Münster stand auf und trat ans Fenster. Schob zwei Jalousienrippen auseinander und blinzelte auf die diesige Stadt. Es war bereits fast halb neun, und schon jetzt war klar, dass es wieder einer jener grauen, verregneten Sonntage werden würde, an denen das Licht nie richtig durchkommt. Ein einziger diesiger Warteraum. Er ließ die Jalousie los und drehte sich um.

»Warum?«, fragte er. »Wer um alles in der Welt bringt einen siebzigjährigen alten Knacker auf diese Art und Weise um?«

Rooth antwortete nicht.

»Wie sieht es mit der Waffe aus?«

Rooth schaute von seiner Kaffeetasse auf.

»Das Einzige, was in der Wohnung fehlt – laut der Ehefrau jedenfalls – ist ein Fleischmesser. Meusse sagt, dass es sehr wohl die Tatwaffe gewesen sein kann . . . die Länge scheint zu stimmen.«

»Hm«, sagte Münster. »Und was gedenkst du jetzt zu tun?«

Rooth kratzte sich am Kinn.

»Nach Hause zu fahren und mich eine Weile aufs Ohr zu

hauen. Soweit ich verstanden habe, übernimmst du ja wohl, und wenn ich wieder munter bin, komme ich morgen zum Dienst. Es gibt da übrigens einige Angehörige, die informiert werden müssen. Ich habe das dir überlassen. Ich hoffe, du entschuldigst, aber du kannst so was besser als ich ... außerdem konnte ich ja nicht so frühmorgens anrufen, nicht wahr?«

»Danke«, sagte Münster. »Um wen geht es?«

Rooth zog ein Stück Papier aus der Innentasche.

»Um einen Sohn und eine Tochter«, erklärte er. »Beide wohnen außerhalb. Es gibt noch eine weitere Tochter, aber die ist irgendwo in der Psychiatrie – das eilt wahrscheinlich nicht so.«

»All right«, sagte Münster und schrieb die Daten auf. »Dann geh nach Hause und leg dich hin, den Fall hier werde ich inzwischen lösen.«

»Prima«, sagte Rooth. »Du kriegst eine Schokoladentorte, wenn du es bis morgen früh schaffst.«

»Verdammt Quatschkopf«, sagte Münster und griff zum Telefonhörer.

Er bekam bei keiner der beiden Nummern eine Verbindung und überlegte eine Weile, ob er diese Arbeit Krause oder jemand anderem übertragen sollte. Jedenfalls war klar gewesen, dass die alte Frau Leverkuhn selbst nicht sehr geneigt war, ihre Kinder anzurufen.

Anzurufen und zu erzählen, dass jemand gerade ihren Papa ermordet hat, und zwar indem er das fünfzehn Jahre alte Fleischmesser zwanzig bis dreißig Mal in ihn hineingejagt hat. Wobei er ihre Einstellung eigentlich gut verstehen konnte. Er schob die Papiere zusammen und beschloss, dass das eine dieser Aufgaben war, derer man sich nicht so einfach entledigen konnte. Pflichten nannte man das früher.

Stattdessen rief er Synn an. Erklärte ihr, dass er gezwungen war, wohl den ganzen Tag zu arbeiten, und in ihrem Schweigen und den nicht ausgesprochenen Worten konnte er ihre Enttäuschung hören. Seine eigene Enttäuschung war nicht kleiner, und sie beendeten ihr Gespräch nach weniger als einer Minute.

Es gab wenige Dinge, die Münster lieber tat, als einen ganzen Tag in so einem diesigen Wartezimmer mit Synn zu verbringen. Und den Kindern. Ein regnerischer Sonntag ohne Pläne.

Er schloss die Augen und lehnte sich auf seinem Schreibtischstuhl zurück.

Warum?, dachte er lustlos.

Warum muss jemand daherkommen und einen alten Knacker auf diese bestialische Weise ins Jenseits befördern?

Und warum musste er selbst einen Job haben, der viel zu oft von ihm verlangte, dass er regnerische Sonntage dazu benützte, Antworten auf Fragen wie diese auszugraben, statt mit seiner geliebten Familie zusammen zu sein?

Warum?

Er seufzte und schaute auf die Uhr. Es war noch nicht einmal Vormittag.

3

Er ging zu Fuß zu Freddy's. Ein gleichgültiger Dunst hing über den Kanälen und über den sonntagsleeren Straßen, aber der Regen hatte sich langsam zurückgezogen. Das kleine Restaurant lag in der Weiskerstraat, ganz in der Ecke zur Langgraacht, und es war noch geschlossen. *Sonntags 12 – 24 Uhr*, stand auf einem verblassten Zettel an der Tür, aber er klopfte dennoch an das geriffelte Glas und wurde nach einer Weile eingelassen. Es war eine kräftige Frau in den Vierzigern, die ihm öffnete. Sie war fast genauso groß wie er, trug Jeans, ein Flanellhemd und ein rotes, leicht angeschmutztes Tuch um den Kopf. Ganz offensichtlich war sie dabei, die Räume in salonfähigen Zustand zu versetzen.

Zu putzen, wenn man so will.

»Elizabeth Gautiers?«

Sie nickte und legte einen Stapel in Plastik eingeschweißte Speisekarten auf den Bartresen. Münster schaute sich um, die Beleuchtung war äußerst sparsam. Er nahm an, dass das etwas

mit den Ausmaßen ihrer Putzambitionen zu tun hatte. Ansonsten sah es aus wie üblich. Dunkle Tüfelung, dunkle Einrichtung in Braun, Grün und Rot. Der Bartresen in einem Winkel, ungefähr zehn Tische mit einfachen, geradlehnigen Stühlen. Ein Zigarettenautomat und ein Fernsehapparat. In einem Hinterzimmer konnte er weiße Tischdecken und etwas großzügigeren Lichteinfall entdecken – offenbar ein etwas vornehmerer Essensbereich. Aus der Küche waren Stimmen und das Klappern von Töpfen und Pfannen zu hören, es war halb elf, und der Mittagsstress hatte eingesetzt.

»Sie haben angerufen?«

Münster zeigte seinen Ausweis und sah sich nach einem passenden Sitzplatz um.

»Wir können uns da drinnen hinsetzen. Möchten Sie etwas?«

Sie zeigte auf die weißen Tischdecken und ging durch die Schwingtüren voraus.

»Kaffee«, sagte Münster, die Tatsache ignorierend, dass er Synn versprochen hatte, seinen Konsum auf vier Tassen am Tag zu reduzieren. Das hier war seine dritte. »Ich meine, nur wenn es Ihnen keine Umstände macht!«

Das machte es nicht. Sie ließen sich im Schutz eines Benjaminus fikus aus Plastik nieder, und er zog seinen Block heraus.

»Wie ich schon sagte, es dreht sich um diese Gesellschaft gestern Abend...« Er ging noch einmal die Namen durch. »... Palinski, Bonger, Wauters und Leverkuhn. Alles Stammgäste, wenn ich mich nicht irre? Es sieht so aus, als ob Leverkuhn ermordet worden ist.«

Offensichtlich war diese Neuigkeit noch nicht bis zu ihr durchgedrungen, denn ihr Unterkiefer fiel herunter, sodass ein leises Klicken zu hören war. Münster überlegte, ob sie wohl ein Gebiss hatte. Aber sie konnte doch nicht viel älter als fünfundvierzig sein? Also ungefähr in seinem Alter.

»Ermordet?«

»Daran besteht kaum ein Zweifel«, nickte Münster.

»Äh ... und warum?«

»Das wissen wir noch nicht.«

Sie saß ein paar Sekunden absolut still. Dann nahm sie ihr Kopftuch ab und ließ eine Haarmähne in fast der gleichen Farbe frei. Nur nicht ganz so schmutzig. Trotzdem eine ziemlich schöne Frau, stellte Münster ein wenig verwundert fest. Groß, aber schön, die forderte schon den ganzen Mann. Sie zündete sich eine Zigarette an.

»Raubüberfall, oder was?«

Münster antwortete nicht.

»Ich meine, wurde er niedergeschlagen ... auf dem Heimweg?«

»Nicht direkt. Können Sie mir sagen, um wie viel Uhr er von hier weggegangen ist?«

Elizabeth Gautiers dachte nach.

»Um elf«, sagte sie. »Vielleicht ein paar Minuten danach.«

»Es war gestern schon etwas außergewöhnlich«, fügte sie nach einer Weile hinzu.

»Außergewöhnlich?«

»Na, die waren ziemlich betrunken. Leverkusuhn ist unter den Tisch gefallen.«

»Unter den Tisch?«

Sie lachte laut auf.

»Ja, tatsächlich. Er hat die Tischdecke mit sich gezogen, da war reichlich was los. Wir haben ihn wieder auf die Beine gestellt und auf den Weg gebracht ... Sie meinen also, er ist auf dem Weg nach Hause umgebracht worden?«

»Nein«, antwortete Münster. »In seinem Bett. Gab es irgendwie Streit zwischen den Herren?«

»Nicht mehr als üblich.«

»Haben Sie gesehen, wie sie von hier weg sind? Vielleicht haben Sie ihnen ein Taxi gerufen oder so?«

»Das ist nicht nötig«, erklärte Elizabeth Gautiers. »Hier ist immer ein Auto zu finden. Hinten am Meksje Plejn, nur eben um die Ecke ... Ja, ich glaube, zwei von ihnen haben ein Taxi genommen. Ich bin noch am Fenster stehen geblieben und habe ihnen nachgeschaut. Aber Leverkusuhn und Bongger sind wohl zu Fuß gegangen.«



Håkan Nesser

Münsters Fall

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-09048-7

btb

Erscheinungstermin: Mai 2012

Vier Rentner feiern in einer Kneipe ihren Lottogewinn. Reichlich angetrunken machen sich die vier auf den Heimweg. Stunden später ist einer von ihnen tot, hinterrücks erstochen in seiner eigenen Wohnung. Kommissar Münster übernimmt den Fall, denn Kommissar Van Veeteren hat sich für ein Jahr beurlauben lassen und arbeitet in einem Antiquariat. Doch keiner seiner Kollegen glaubt, dass er von der Ermittlungsarbeit lassen kann. Und in der Tat holt sich Münster schon bald Rat bei Van Veeteren, denn der Fall wird immer mysteriöser. So präsentiert sich die Witwe des Opfers als Täterin und legt ein Geständnis ab. Van Veeteren ist überzeugt, dass sie lügt...

"Derart eigenwillig und eigenständig erzählt kaum jemand Kriminalgeschichten." WDR - "Wir wollen mehr von Van Veeteren hören!" Die Welt